

Cornelis Bol

**Frühgriechische Bilder
und die Entstehung der Klassik**

Perspektive, Kognition und Wirklichkeit



Herbert Utz Verlag · München

Quellen und Forschungen zur Antiken Welt

Herausgegeben von

Prof. Dr. Peter Funke, Universität Münster
Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke, Universität Freiburg
Prof. Dr. Gustav Adolf Lehmann, Universität Göttingen
Prof. Dr. Carola Reinsberg, Universität des Saarlandes

Band 44

Zugl.: Diss., Heidelberg, Univ., 2004

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die
der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von
Abbildungen, der Wiedergabe auf photomechani-
schem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in
Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur
auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH · 2005

ISBN 3-8316-0457-6

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 · www.utzverlag.de

Vorwort	V
1) Einleitung	1
1.1) Die kognitive Entwicklung von Kollektiven	1
1.2) Gang der Untersuchung	7
1.2.1) Bilder, Kognition und Wirklichkeit – Eine Theorie des Stils	7
1.2.2) Erklärungsmodelle zur Entstehung der Perspektive	8
1.2.3) Die Entwicklung der Darstellungsweise frühgriechischer Bilder	9
2) Form und Gehalt - Theoretische Vorbemerkungen	10
2.1) Formimmanente Analyse, Stil und Gehalt in der archäologischen Diskussion	17
2.2) Stil- und Geistesgeschichte	23
2.2.1) Das Ausgangsproblem	23
2.2.2) Abkoppelung von Form und Gehalt	24
2.2.3) Das Problem der Anfänge	25
2.2.4) Die Verquickung von Form und Gehalt	27
2.3) Die Stilmodelle der zweiten Jahrhunderthälfte	32
2.3.1) Das Ende der großen Konzepte	32
2.3.2) Modi, Stilpluralismus und die Anpassung der Form an die Funktion	35
2.3.3) Form und Funktion in der Archäologie	38
2.4) Das semiotische Stilmodell	42
2.4.1) Das linguistische Grundkonzept	43
2.4.2) Ikonische Zeichen und kontinuierliche Korrelation	48
2.4.3) Ikonische Zeichen, Ähnlichkeit und Wahrnehmung	54
2.5) Bilder und Erkenntnistheorie	60
2.5.1) Ausgangsüberlegungen	60
2.5.2) Der Konstruktivismus in der Archäologie	66
2.5.3) Der Konstruktivismus und das semiotische Grundmodell	70
2.6) Zusammenfassung und Schlußbemerkungen	79
3) Vorstelligkeit und die Entstehung der Perspektive	84
3.1) Die Kernfragen	84
3.2) Die mechanistische Konzeption	92

3.3) Die Wahrnehmung und die Entstehung der Perspektive	94
3.3.1) Vorstellung und Wahrnehmung	94
3.3.2) Vom Haptischen zum Optischen	99
3.4) Die geistesgeschichtliche Erklärung der Perspektive	108
3.4.1) Schein und Wirklichkeit	108
3.4.2) Die Perspektive als symbolische Form	112
3.4.2.1) Perspektive und subjektiver Seheindruck	112
3.4.2.2) Euklid, Aristoteles und die antike Perspektive	120
3.4.2.3) Die Zentralperspektive und die Unendlichkeit	122
3.4.2.4) Subjekt, Objekt und Perspektive	123
3.4.2.5) Perspektive als Zeichen	126
3.4.3) Die Perspektive und ihre Organisation der Wirklichkeit	127
3.5) Perspektive, Wahrnehmungspsychologie und Konvention	134
3.5.1) Die Perspektive als privilegierte Konvention	135
3.5.2) Die Perspektive als reine Konvention	146
3.5.3) Die anthropologische Verankerung alternativer Darstellungsweisen	153
3.5.4) Der Einfluß der Darstellungsweisen auf die Wahrnehmung der Wirklichkeit	158
3.5.5) Zusammenfassung	164
3.6) Die anthropologische Verankerung der kognitiven Entwicklung	165
3.6.1) Einleitung	165
3.6.2) Kinderzeichnung, topologische Ordnung und frühgriechische Flächenbilder	168
3.6.3) Die kognitive Entwicklung des Kindes nach J. Piaget und B. Inhelder	181
3.6.3.1) Das Grundkonzept	182
3.6.3.2) Egozentrismus	183
3.6.3.3) Wahrnehmung und Vorstellung	188
3.6.3.4) Der Drei-Berge-Versuch und die Entwicklung der Vorstellung	191
3.6.3.5) Sprache und Bild	197
3.6.3.6) Perspektive, Vorstellung und Performanz	200
3.6.3.7) Andere Ansätze	201
3.6.3.8) Zusammenfassung	204
3.7) Die ethnologische Forschung und das Entwicklungskonzept von Piaget	207
3.7.1) Piaget zur kulturvergleichenden Analyse kognitiver Entwicklungsstadien	208
3.7.2) Kulturabhängige Faktoren der kognitiven Entwicklung des Einzelnen	216
3.7.3) Der Motor für die kollektive Dezentrierung kognitiver Strukturen	220
3.8) Die Forschung zum Mythos und der Rationalitätsgehalt der Weltbilder	226
3.9) Zusammenfassung	229

4) Die räumliche Wirklichkeitsorganisation im frühgriechischen Flächenbild	233
4.1) Die Ausgangslage: Die betrachterunabhängige räumliche Organisation	233
4.2) Die Schilddarstellung im geometrischen Bildsystem	264
4.2.1) Hintereinanderlagerung oder Verschmelzung?	264
4.2.2) Plastik und Vasenmalerei	272
4.2.3) Konkurrenz und Symbiose	274
4.2.4) Die betrachterunabhängige Organisation der Wirklichkeit	277
4.2.5) Die Nacktheit	282
4.2.6) Zusammenfassung	287
4.3) Die Schilddarstellung im archaischen Bildsystem	290
4.3.1) Der Vollschild als Außenaufsicht	290
4.3.2) Die Innenansicht	299
4.3.3) Die Profildarstellung	302
4.3.4) Die obliquen Formeln	307
4.4) Die räumliche Organisation des klassischen Bildsystems	311
4.5) Zusammenfassung	317
5) Die zeitliche Organisation frühgriechischer Figuren	323
5.1) Einleitung	323
5.2) Die Ausgangslage: die zeitliche Organisation der geometrischen Figur	329
5.3) Die Entwicklung der stehenden Figur	337
5.4) Die Entwicklung der Wiedergabe von Bewegung	341
5.5) Zeitliche Inkohärenz im klassischen Bild	345
5.6) Zusammenfassung	350
6) Die Erzählweise frühgriechischer Bilder	352
6.1) Der Befund	354
6.1.1) Erste Beobachtungen	354
6.1.2) Die Entwicklung der Erzählweise	357
6.1.2.1) Das geometrische Bild	357
6.1.2.2) Polyphem	363
6.1.2.3) Kirke	370
6.1.2.4) Die progressive Erzählweise	374

6.1.2.5) Ungleichzeitige Handlungsmomente im klassischen Bild	379
6.2) Erklärungsansätze zur Entwicklung der Erzählweise	383
6.2.1) Die komplettierende Erzählform	383
6.2.2) Der formimmanente Ansatz: Die hieroglyphische Erzählform	387
6.2.2.1) Erzählung und Figur im klassischen Bild	392
6.2.2.2) Der Tatendrang archaischer Figuren und das „Seinsbild“ der Klassik	397
6.2.2.4) Zuschauerfiguren	404
6.2.2.5) Innerlichkeit und das Absehen von den wichtigsten Handlungsmomenten	406
6.2.2.6) Konzentration der weiteren Überlegungen	416
6.2.3) Natürlich oder konventionell?	418
6.2.4) Der strukturalistische Ansatz	421
6.2.5) Der Anthropozentrismus der Griechen	423
6.2.6) Erzählweise und Ideologie	425
6.2.7) Erzählformen und Gattungsbedingungen	434
6.3) Erzählweise und kognitive Wirklichkeitskonstruktion	450
6.4) Fazit	456
7) Zusammenfassung und Fazit	460
7.1) Bilder, Kognition und Wirklichkeit – Eine Theorie des Stils	460
7.2) Die Entstehung der Perspektive: Eine anthropologische Verankerung	469
7.3) Die Entwicklung der Darstellungsweise frühgriechischer Bilder	480
7.4) Entwicklung als kollektive kognitive Aufbauleistung	486
8) Literaturverzeichnis	489
9) Abbildungsverzeichnis	525

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist die überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die 1998 von der Fakultät für Orientalistik und Altertumswissenschaften der Rupprecht-Karls-Universität Heidelberg unter dem Titel „Untersuchungen zur Erzählweise archaischer Mythenbilder“ angenommen wurde. Die Überarbeitung konzentrierte sich auf die Straffung des Manuskripts und die verständlichere Darstellung der Überlegungen. Später erschienene Literatur habe ich nur nachgetragen, wenn sie mir neue Aspekte zu beleuchten schien. Inhaltliche Änderungen wurden nicht vorgenommen. Ein Teil der hier eingenommenen Positionen kann vielfach inzwischen zum „common sense“ gerechnet werden, so daß es dem Leser bisweilen so erscheinen mag, als würde ich längst offene Türen einrennen. Zum Zeitpunkt der Entstehung allerdings, unterschied sich der theoretische Entwurf der vorliegenden Untersuchung deutlich von den Ansätzen, die man sonst in der Forschung verfolgte. Da zudem die in dieser Arbeit behandelte theoretische Diskussion kaum je in der klassischen Archäologie explizit geführt wurde, sondern mehr implizit durch einen Wandel der Fragestellungen und des Forschungsinteresses zum Tragen kam, hielt ich die ausführlichen theoretischen Erörterungen dieser Arbeit nach wie vor für erhellend und habe sie nicht gekürzt. In anderen Teilen widersprechen die in dieser Arbeit vertretenen Überlegungen so deutlich dem gegenwärtigen Diskussionsstand, daß ich auf eine angeregte Diskussion bezüglich dieser Thesen hoffe. Da die Ergebnisse auf den ersten Blick früheren Entwürfen etwa von B. Snell ähneln, kann leicht der Eindruck entstehen, daß hier ein längst überholter Forschungsstand reproduziert wird. Es darf aber an dieser Stelle nicht übersehen werden, daß diese Thesen mit einem völlig verschiedenen, dem Diskussionsverlauf in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen Rechnung tragenden theoretischen Fundament versehen wurden.

Mein herzlicher Dank gilt besonders meinem Doktorvater T. Hölscher, der die Arbeit stets mit Interesse begleitet sowie mit Rat und durch intensive Auseinandersetzung mit dem Anliegen meiner Arbeit gefördert hat. A. Schnapp danke ich sehr für die Übernahme des Korreferats, seine wertvollen Hinweise und die Unterstützung bei der Erlangung eines Postdoktorandenstipendiums des DAAD für einen Forschungsaufenthalt in Paris, der es mir ermöglichte, mich verstärkt mit der französischen Forschungstradition zu dem Themenfeld meiner Dissertation auseinanderzusetzen. C. Reinsberg und H. v. Steuben bin ich dankbar für die Aufnahme meiner Arbeit in die von ihnen betreute Dissertationsreihe.

Für Auskünfte, Kritik und Hilfe sowie moralische Unterstützung habe ich zu danken: M. Bergmann (Göttingen), P. und R. Bol (Frankfurt), B. Borg (Heidelberg), N. und K. Bruhn (Kairo), P. Conjeevaram (Frankfurt), G. Dux (Freiburg), J. Franssen (Heidelberg), U. Gerhard (Frankfurt), L. Giuliani (München), A. Heinemann (Heidelberg), C. Heitz (Heidelberg), B. Kaeser (München), W. Kaiser (Berlin), E. und M. v. Klitzing (Trier), H. Koenigs (München), C. Kunze (Bonn), G. und C. Lahusen (Frankfurt), A. Leibundgut (Wiesbaden), M. Lorenz (Frankfurt), C. Maderna (Frankfurt), U. Mandel (Frankfurt), S.

Müller (Heidelberg), M. Niederhoff (Freiburg), G. Paál (Baden-Baden), W. Raeck (Frankfurt), L. Rahmstorf (Mainz), D. Raue (Kairo), G. Scheld (Weildorf), S. Schipporeit (Heidelberg), C. Schneider (Frankfurt), R. Schneider (München), P. Schollmeyer (Mainz), R. Schuler (Aschaffenburg), C. Selzer (Stuttgart), J. Welp (Oldenburg), A. Wieder (Berlin), M. Wien (Köln), C. und K. Zuschlag (Heidelberg).

Der Gerda-Henkel-Stiftung bin ich für ein Promotionsstipendium zu Dank verpflichtet. Dem Deutschen Archäologischen Institut und dem Auswärtigen Amt danke ich für die Gewährung des Reisestipendiums.

1) Einleitung

1.1) Die kognitive Entwicklung von Kollektiven

Jeder Mensch durchläuft eine kognitive Entwicklung. Doch kann man das auch über Gesellschaften sagen? Wenn ja, welchen Anteil haben Bildsysteme in der Kollektivierung kognitiven Fortschritts? Gibt es Kriterien für kognitiven Fortschritt und Hinweise hierfür in der Entwicklung der Darstellungsweise der frühgriechischen Bilder bis hin zur Klassik? Und schließlich: Wenn es stimmt, daß jede Gegenwart sich ihre eigene Vergangenheit konstruiert, inwiefern geht die Vorbildfunktion der griechischen Klassik allein auf ein Konstrukt der Neuzeit zurück? Ist die griechische Klassik Idee oder Wirklichkeit? Geht die Affinität der Neuzeit zur antiken Klassik allein aus einer Rückprojektion, aus einer zufälligen Konvergenz oder aus einem noch näher zu erörternden Wahrheitsgehalt des klassischen Welt- und Selbstverständnisses hervor? Ist die Entstehung der griechischen Klassik in zentraler Hinsicht das Ergebnis einer kollektiven kognitiven Aufbauleistung? Das ist der Fragenkomplex zu dessen Beantwortung die folgende Untersuchung einen Baustein beizutragen sucht.

Die vorliegende Dissertation ist hervorgegangen aus der Überzeugung, daß gesellschaftlicher Fortschritt nicht nur darin besteht, sich die äußere Natur in zunehmendem Maße verfügbar zu machen, sondern daß es darüber hinaus auch einen kollektiven Zuwachs im Erkennen zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Handelns gibt und gegeben hat und schließlich, daß Kernelemente unseres eigenen Welt- und Selbstverständnisses in der klassischen Antike durch eine kollektive kognitive Aufbauleistung sich herausgebildet haben. So können wir mit der Offenheit von Weltbildern gegenüber Alternativen einen zentralen Baustein von K. R. Poppers Konzept der offenen Gesellschaft, die J. Habermas im Anschluß an R. Horten zum Beleg für die Dominanz des westlich geprägten Denkens nimmt, bereits in der klassischen Antike belegen. Die Diskrepanz zu den gegenwärtig in der deutschen klassischen Archäologie diskutierten Konzepten kann dabei kaum überschätzt werden, herrscht doch - anders als in vielen Nachbarwissenschaften wie Soziologie, kulturvergleichende Forschung und Ur- und Frühgeschichte - in der gegenwärtigen Praxis eine relativistische Einordnung von Gesellschaften vor, die insbesondere einen (universellen) Maßstab zur Überprüfung oder „Messung“ von gesellschaftlichem kognitivem Fortschritt ablehnt. Überhaupt stützt die gegenwärtige klassische Archäologie ihre Überlegungen im wesentlichen auf eine pluralistische Gesellschaftsauffassung mit äußersten Vorbehalten gegenüber Modellen, die gesellschaftliche Entwicklung unter anderem auf kollektiv einheitlichen Mustern der Welt- und Selbstdeutung und kollektiv verbreiteten kognitiven Strukturen stützen.

Dagegen werden wir im folgenden zu zeigen haben, daß auch jene theoretischen Modelle, die ursprünglich im Zuge jener pluralistischen Gesellschaftskonzeption entstanden, inzwischen konsequent weiterentwickelt, wieder auf so etwas wie kollektiv einheitlichen Strukturen der Denk-, Wahrnehmungs- und Wirklichkeitskonzeption fußen. Sie resultieren weitgehend aus einer Zusammenführung von sprach- und erkenntnistheoretischen Konzepten, die so kaum je von der archäologischen Forschung wahrgenommen wurden.

Demnach stehen unsere Kommunikationssysteme, also vor allem Sprachen und Bildsysteme, nicht einfach passiv einer gegebenen Wirklichkeit gegenüber und bezeichnen

diese. Sprachen etwa greifen nicht einfach einen Gegenstand aus der Wirklichkeit heraus und nennen diesen z. B. „Laubbaum“. Vielmehr organisieren und strukturieren sie die Wirklichkeit und spannen so über ihre begrifflichen Gliederungen in Verbindung mit den grammatischen Regeln einen Bedeutungsraum (die Menge der Bedeutungen, die überhaupt in einer Sprache oder einem Bildsystem mittelbar sind) auf. Die Unterscheidung in Laub- und Nadelbäume entspricht nicht jenen Differenzierungen, die von anderen Sprachen bereitgestellt werden. Die sprachlichen Begriffe bezeichnen nicht gegebene und so schon von der Wirklichkeit „angelegte“ Gegenstände. Was wir mitteilen können, unterscheidet sich daher von dem, was Mitglieder anderer Kulturen mitteilen können. Mitglieder einer Kultur sind in ihren Ausdrucksmöglichkeiten beschränkt, und diese Beschränkung trifft alle Mitglieder dieser Kultur, *sofern* sie sich mittels *einer* Sprache verständigen. Es mag zwar innerhalb einer Gesellschaft unterschiedliche Meinungen geben, und eben jene Divergenzen sind es, die eine auf einem pluralistischen Gesellschaftsmodell basierte Geschichtsforschung interessieren. Die Meinungen, die in einer Gesellschaft geäußert werden, gehorchen aber immer einem übergeordneten Rahmen, der durch unsere Kommunikationssysteme gesteckt wird.

Erkenntnistheoretische Überlegungen wiederum haben gezeigt, daß ebensowenig wie die Sprache unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit ein passives Abbild derselbigen ist. Wir nehmen niemals das Ding „an sich“ zur Kenntnis; wir erleben Wirklichkeit nie direkt, sondern immer nur vermittelt durch die Wahrnehmung. Unsere kognitiven Strukturen organisieren die Impulse, die unsere Wahrnehmungsorgane in unser Gehirn „einspielen“. Unsere Wirklichkeitskonstruktionen sind es, die aus diesen Impulsen die Wirklichkeit erzeugen, wie wir sie wahrnehmen. Sie setzen Bedingungen dafür, welche Realisationen in der Wirklichkeit, wie wir sie erleben, überhaupt möglich sind. Diese Konstruktionen sind aber nicht angeboren, sondern wandelbar. Wenn wir eine Mitteilung machen, dann über die Wirklichkeit, wie wir sie wahrnehmen. Wir teilen dann quasi eine der aufgrund unserer Wirklichkeitskonstruktionen überhaupt möglichen Realisationen der Realität mit. Ähnlich wie die Organisation der Wirklichkeit in unseren Kommunikationssystemen definieren also die in unseren kognitiven Strukturen verankerten Wirklichkeitskonstruktionen einen Bedeutungsraum (die Menge der denkbaren Realisationen der Wirklichkeit, wie wir sie erleben).

Es liegt daher nahe, daß die in unseren Kommunikationsmitteln angelegte und unsere kognitive Organisation der Wirklichkeit in Wechselwirkung miteinander stehen. Erlernen wir eine Sprache, passen wir unsere kognitiven Strukturen so an, daß wir uns erfolgreich mit der Sprache verständigen können. So sind wir bisweilen kaum in der Lage zu erkennen, daß die der Sprache inhärenten Strukturen nicht in der Wirklichkeit angelegt sind, sondern wir halten diese für ein passives Spiegelbild der Wirklichkeit. Es kann aber umgekehrt zu Erfahrungen mit einer widerständigen Realität kommen (Erfahrungen also, die unseren bisherigen kognitiven Wirklichkeitskonzeptionen widersprechen und mit diesen nicht vereinbar sind), die uns veranlassen, sowohl unsere kognitiven Strukturen als auch die in den Kommunikationsmitteln verankerte Organisation der Wirklichkeit zu modifizieren. Die Strukturen unserer Kommunikationssysteme sind zugleich Leistungen und Faktor unseres Denkens. Die Kommunikationssysteme sind nicht einfach nur ein Instru-

ment, dessen wir uns bedienen, wenn wir uns mitteilen wollen. Kommunikationssysteme und die in ihnen angelegte Organisation und Strukturierung der Wirklichkeit gehorchen nicht einfach einer Funktion, für die wir sie konzipiert haben. Sie sind zugleich Faktor unseres Denkens. Wir denken in der Sprache.

Für die Analyse von Bildern tritt ein weiteres Moment hinzu, das sich aus der Auseinandersetzung mit Theorien bildlicher Repräsentation ergeben wird. Wir werden darlegen, daß Bilder anders als Sprachen die Zuordnung zwischen Zeichen und Bezeichnetem durch Ähnlichkeitsrelationen vornehmen. Ähnlichkeit wird dabei aber nicht verstanden als „objektiv“ und unabhängig von unseren kognitiven Wirklichkeitskonstruktionen gegeben. Was wir als ähnlich oder wirklichkeitsnah ansehen, hängt davon ab, welche kognitiven Wirklichkeitskonstruktionen wir ausgebildet haben. Wenn also ein Bildsystem einer anderen Kultur nicht nur fremde Bildelemente beherbergt, sondern darüber hinaus *durchgängig* wirklichkeitsfern, nicht naturähnlich oder irgendwie *unwirklich* auf uns wirkt, so liegt es nahe, dies nicht auf ein konkret mit dem Entstehungsanlaß eines Bildes verknüpftes anderes Mitteilungsbedürfnis zurückzuführen, sondern auf eine der unseren fremde Denk- und Wirklichkeitskonzeption.

So verdankt diese Arbeit dem Unbehagen an der gegenwärtig in der Archäologie geübten Praxis der Inhaltsanalyse antiker Bilder ihre Entstehung. Gemeint ist die selbstverständliche Rückführung formaler Eigenheiten antiker Bildwerke auf aus dem konkreten Entstehungszusammenhang des Bildwerks ableitbaren Mitteilungen des Auftraggebers oder Bildners an das Publikum. Dagegen muß aus unserer Sicht die Analyse von Bildwerken jederzeit das Ineinanderspielen von durch das Bildsystem bereitgestelltem Bedeutungsraum und der aus dem konkreten Anlaß hervorgehenden, vom Bildner gewählten und im Bild konkretisierten Mitteilung berücksichtigen. Ein Indiz für die Rückführung einer formalen Eigenheit auf die dem Bildsystem inhärente Organisation der Wirklichkeit kann ihre Wirklichkeitsnähe aus Sicht des modernen Betrachters sein. Ist die formale Disposition des Bildners dem modernen Betrachter nicht einfach nur fremd, sondern wirklichkeitsfern, so liegt es nahe, die formale Eigenheit des Bildes auf eine andere Wirklichkeitskonstruktion und nicht auf eine dem modernen Betrachter fremde Bedeutung zurückzuführen. Wir werden sehen, daß verschiedene dem modernen Betrachter befremdliche Elemente etwa archaischer Bilder, die die neuere sozialhistorische Forschung als Beleg für „tatsächlich gelebte Verhaltensweisen“ ansah, wohl eher auf eine andere, den Bildsystemen inhärente Wirklichkeitsorganisation zurückgehen.

Im Rückblick kann dann durch die Analyse von Bildern und Texten der historische Wandel von Wirklichkeitskonstruktionen festgestellt werden. Dabei stellt sich die Frage, ob dieser Wandel durch Erwerb von „Wissen“ motiviert werden kann. Dies berührt einen Punkt der aktuellen Diskussion. J. Piaget hat durch seine Studien gezeigt, wie die kognitive Entwicklung des Menschen als zunehmende Dezentrierung seines Denkens beginnend bei einer egozentrischen Ausgangslage charakterisiert und mit dem Wandel der Darstellungsformen in Verbindung gebracht werden kann. Die kulturvergleichende Forschung wiederum hat in zahllosen Untersuchungen belegt, daß das von Piaget zur Analyse der Lebensäußerungen der frühen Phasen der kognitiven Entwicklung in Sprache und Bildern entwickelte begriffliche Instrumentarium gut geeignet ist, verschiedene Ei-

genheiten der Lebensäußerungen sogenannter primitiver Kulturen zu beschreiben. Das wiederum läßt darauf schließen, daß nicht in allen Kulturen die Mitglieder die fortgeschritteneren Stadien der Dezentrierung gemäß dem Konzept Piagets erreichen. Oder anders gesagt: Während Piaget noch davon ausging, daß der Motor für die kognitive Entwicklung unabhängig vom kulturellen Umfeld für alle Menschen gleich ist (und mithin alle Menschen die gleichen Phasen der kognitiven Entwicklung durchlaufen müßten), zeigen die Untersuchungen der kulturvergleichenden Forschung (vgl. hierzu besonders die Abschnitte 3.7.2 und 3.7.3), daß die fortgeschritteneren Stadien der Dezentrierung nur in manchen Kulturen erreicht werden. Der Animismus etwa führt dazu, daß dynamische Abläufe in der wahrgenommenen Realität wie zielgerichtetes Handeln eines mit Bewußtsein ausgestatteten Wesens konstruiert werden (der Wind, der durch die Tür bläst, will in das Haus gelangen), und ist nach Piaget ein typisches Kennzeichen egozentrischer kognitiver Strukturen: Der eigene Handlungsplan wird in die Umwelt projiziert. Der Animismus (die Beseelung z. B. des Windes durch Windgötter) ist aber ebenfalls ein typisches Phänomen von für die Frühphase von Kulturen typischen Mythen und macht auch einen Teil der Faszination aus, die für uns von solchen Mythen ausgeht. Das legt folgenden Schluß nahe: Jeder Mensch befindet sich am Anfang seiner kognitiven Entwicklung in einer egozentrischen Ausgangslage. Durch Interaktion mit Erwachsenen wird er genötigt, sein Denken zu dezentrieren, bis er den allgemein in seiner Gesellschaft verbreiteten kognitiven Stand erreicht hat. Der erreichte Grad der Dezentrierung manifestiert sich nicht zuletzt in der den Kommunikationssystemen eines Kollektivs inhärenten Organisation der Wirklichkeit. Wenn der Einzelne also den Umgang mit der Sprache und den Bildern seiner Kultur erlernt, dann wird er dadurch auch veranlaßt, seine kognitiven Strukturen bis zu dem allgemein im Kollektiv verbreiteten Grad zu dezentrieren - und dieser ist von Kultur zu Kultur unterschiedlich. In einer statisch-komparativen Betrachtungsweise (wie sie in der kulturvergleichenden Forschung überwiegt) kann uns die Einbeziehung der Symbolsysteme in unsere Überlegungen also (ohne Rückgriff auf so etwas wie ethnische Prägung oder Veranlagung) begreiflich machen, warum sich ganze Kollektive auf jeweils unterschiedlichem kognitiven Stand stabilisieren können. Wie steht es aber mit dem Übergang zu einer dynamischen Betrachtung?

Wenn alle Menschen am Anfang ihrer kognitiven Entwicklung prinzipiell die gleichen (egozentrischen) kognitiven Strukturen aufweisen, und unterschiedliche Entwicklungsverläufe primär durch kulturell bedingte Faktoren (wie die im Kollektiv etablierten Symbolsysteme mit der jeweils in diesen verankerten Wirklichkeitsorganisation) motiviert sind, wie kommt es dann, daß manche Kulturen überhaupt dezentriertere kognitive Strukturen ausbilden? Wieso bleiben nicht alle Kulturen dem gleichen (egozentrischen) Wirklichkeitskonzept verhaftet. Oder sind etwa manche Kulturen schon dezentrierter gestartet? Der Einzelne ist der in unseren Symbolsystemen verankerten Wirklichkeitsorganisation nicht passiv ausgeliefert, sondern kann (seinem bisherigen Weltbild widersprechende) Erfahrungen mit einer widerständigen Realität machen, die ihn veranlassen, seine kognitiven Wirklichkeitskonstruktionen über das allgemein in seiner Kultur verbreitete Niveau hinaus zu dezentrieren. Wenn die auf diese Weise gewandelten kognitiven Strukturen den Einzelnen zu einem anderen Sprachgebrauch oder zu einer anderen

Organisation der Wirklichkeit in seinen Bildern veranlassen, und dieser Wandel der Wirklichkeitsorganisation der Symbolsysteme sich in seiner Kultur durchsetzen kann, dann wird das gesamte Kollektiv dadurch auf einem fortgeschrittenen Niveau der Dezentrierung stabilisiert. In dieser Stabilisierung sehen wir eine zentrale Leistung der Bildsysteme neben der durch die sozialhistorisch orientierte Forschung analysierten Wirkung der durch sie verbreiteten Botschaften auf die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die auf der Entwicklungskonzeption Piagets fußende kulturvergleichende Forschung ist bislang einer statisch-komparativen Betrachtungsweise verpflichtet: Sie kann nachweisen, daß in verschiedenen Kulturen gemäß dem Begriffssystem von Piaget mehrheitlich unterschiedlich dezentrierte kognitive Strukturen anzutreffen sind. Indem aber Piaget mit den kognitiven Strukturen des westlich geprägten Erwachsenen eine universelle Zielrichtung der kognitiven Entwicklung definiert sah, begibt man sich damit der Gefahr einer eurozentrischen Sichtweise. Dagegen verstehen wir unter Dezentrierung sehr allgemein das zunehmende Herausrechnen von ursprünglich selbstverständlich in die Außenwelt projizierten internen Konzeptualisierungen aus dem Wirklichkeitserleben und den Aufbau alternativer Wirklichkeitskonzeptionen durch das Einholen von Kollisionen mit einer widerständigen Realität in die kognitiven Konstrukte. Die von Piaget charakterisierte Form der kognitiven Entwicklung könnte also nur eine *mögliche* Richtung der Dezentrierung sein. Indem wir dem *Wandel* der frühgriechischen Darstellungsweisen nachgehen werden wir den Wandel der mit diesen in Verbindung stehenden kognitiven Strukturen durch direkten Vergleich als Dezentrierung zu qualifizieren in der Lage sein. Indem wir also der Entwicklung *in ihrem Verlauf* nachgehen, erhalten die Ergebnisse der kulturvergleichenden Forschung eine zusätzliche Stütze.

Wir werden sehen, daß das von Piaget entwickelte Begriffssystem besser als das bislang in der klassischen Archäologie aufgebaute geeignet ist, verschiedene Eigenheiten *und die Entwicklung* der Darstellungsweise frühgriechischer Flächenbilder zu beschreiben. Es ist unwahrscheinlich, daß diese Übereinstimmungen zufällig sind. Besonders die den frühgriechischen Bildsystemen inhärente räumliche Organisation der Wirklichkeit und ihre Entwicklung läßt sich mit Piagets Begriffen fassen. Am Beispiel der Schilddarstellungen werden wir nachvollziehen, wie Schritt für Schritt jede neue Formel zur Wiedergabe des Schildes in wachsendem Maße betrachterabhängige Lagerrelationen in das Bild einholt. Dagegen zeichnet sich die Ausgangslage mit dem geometrischen Bildsystem durch eine nicht auf den Betrachter bezogene, sondern allein die Darstellungsgegenstände zueinander in Beziehung setzende räumliche Organisation der Wirklichkeit aus. Die Wirklichkeit wird dann im Laufe der Entwicklung zunehmend betrachterabhängig organisiert. Auf jedem Niveau der Entwicklung zeigen sich Restposten der alten Bildorganisation, die durch zunehmende Anteile der neuen eingelöst werden. Diese Gleichgerichtetheit der Entwicklung über einen langen Zeitraum hinweg spricht gegen die Annahme, daß der Wandel durch spezifische, historisch bedeutsame Ereignisse motiviert ist. Der ganze Verlauf weist vielmehr die typischen Muster der Neuausrichtung eines Systems auf. Aus unserer Sicht ist es die zunehmende Dezentrierung der kollektiv etablierten kognitiven Strukturen durch Einholung von Erfahrungen mit einer widerständigen Realität in die Wirklichkeitskonstruktionen.

Es ist klar, daß die Entwicklung des Bildsystems nicht ausreicht, um die Fruchtbarkeit des Piagetschen Konzepts für die kulturvergleichende Forschung zu testen. Um Aufschluß für die Tragfähigkeit seines Modells im Hinblick auf die Entwicklung der frühgriechischen Gesellschaft zu bekommen, wären weitere Studien erforderlich, die auf anderen Feldern, der Literaturgeschichte, der Geschichte der Staatsordnungen sowie der Wissenschaft und Technik die Übertragbarkeit seiner Überlegungen überprüft. Wir betrachten die folgende Untersuchung also allein als einen Baustein zur Beantwortung jenes umfassenderen Fragenkomplexes, der oben umrissen wurde.

Würden die in der Arbeit am Beispiel der Darstellungsweise der Flächenbilder gemachten Ergebnisse sich auch in anderen Zusammenhängen bewähren, hätte dies weitreichende Konsequenzen für das Verständnis der Vorgänge in Griechenland im Vorfeld zur Klassik. Zentrale, auch für die weitere historische Entwicklung in Europa wichtige Erlungenschaften wie die Demokratie, die Philosophie, die Staatstheorie etc. wären demnach nicht allein Ergebnis einer bestimmten historischen Konstellation, sondern ebenfalls motiviert durch eine in den Bildsystemen sich niederschlagende gesellschaftsübergreifende Dezentrierung des Denkens. Letztlich geht es um ein Problem, das mit der vieldiskutierten Ausstellung vor zwei Jahren in Berlin und Bonn aufgeworfen, aber nicht geklärt wurde¹: *Die griechische Klassik - Idee oder Wirklichkeit?* Handelt es sich bei der in der Neuzeit propagierten Normativität der antiken Klassik nur um eine Affinität der Neuzeit zu dieser Epoche oder gehen zentrale Elemente der Klassik (und dies entspräche den Ergebnissen der folgenden Untersuchung) aus einer kollektiven kognitiven Aufbauleistung hervor? Auch für die theoretische Basis kulturvergleichender Forschung ergäben sich wesentliche Folgen, geht es doch um die Frage, ob es jenseits relativer kultureller Vergleiche auch Anhaltspunkte für die Beurteilung des kognitiven Stands von Gesellschaften, ob es überhaupt kognitiven Fortschritt gibt. Aus unserer Sicht gibt es deutliche Hinweise darauf, daß sich im Vorfeld zur Klassik in einer kollektiven Aufbauleistung durch Dezentrierung kognitive Strukturen herausbilden, die die immer wieder konstatierte Normativität der Klassik nicht allein als Verwandtschaft zur Neuzeit ausgeben und deren Leistungen universelle Gültigkeit beanspruchen können.

Ein letzter Fragenkomplex, der hier unbeantwortet bleiben muß, betrifft die Einordnung der Spätantike und des Mittelalters. Es gibt zahlreiche Phänomene im Vorfeld zur Neuzeit, die Parallelen zu den Vorgängen bei der Entstehung der Klassik erkennen lassen, und dazu gehört nicht zuletzt die zunehmende Ausbildung einer betrachterbezogenen (perspektivischen) Wirklichkeitsorganisation der Bildsysteme. Wenn sich derartige Phänomene ebenfalls in einer gesellschaftsübergreifenden Analyse bestätigten, ließe dies ebenfalls auf eine kollektive Dezentrierung des Denkens schließen. Das wiederum würde Fragen aufwerfen über die Vorgänge, die zu einer Rückkehr von einem ehemals in der Antike etablierten dezentrierten Weltbild zu einer egozentrischen Wirklichkeitskonzeption im Mittelalter geführt haben, ein Themenkomplex, der allerdings zu weitläufig ist, um an dieser Stelle angegangen zu werden.

1 Heilmeyer, W.-D. (Hrsg.): *Die griechische Klassik – Idee oder Wirklichkeit?* - Ausstellungskatalog Berlin (2002)